

Jochen Straub
HERZLICH WILLKOMMEN
Inklusive Begegnungen als Hilfe bei
Fremdheits-Erfahrungen

1. Einführung

Fremd?

Vorzeichen partnerschaftlicher Tage zum Aufatmen

„unBehindert Leben und Glauben teilen“ – so lautet die Erklärung der deutschen Bischöfe zum Thema Menschen mit Behinderung von 2003. Wie kann das aussehen? „Unbehindert Leben und Glauben teilen“ ist eine Herausforderung, die alle Bereiche der Kirche betrifft. In den „Partnerschaftlichen Tagen zum Aufatmen“ stellen sich die Beteiligten dieser Herausforderung: Menschen mit und ohne Behinderung machen sich gemeinsam auf den Weg und teilen ihre Lebenserfahrungen. Die Frage nach Gott in unserem Leben steht in der Mitte der „partnerschaftlichen Tage“. So wird Glaube teilbar und mitteilbar.

Die Alltagserfahrungen sind jedoch andere: Wenn wir Menschen mit schwerer körperlicher oder geistiger Beeinträchtigung sehen, erschrecken wir und versuchen, uns möglichst schnell an ihnen vorbeizudrücken. Fremd daheim – Der Tagungstitel formuliert diese Erfahrung. Die Abneigung gegen Fremdes und Fremde ist in der Evolution tief eingeschrieben. Gerade in unserer Gesellschaft priorisieren wir Gesundheit und Vitalität, Stärke und Leistung. Niemandem ist ein Vorwurf daraus zu machen, dass er verunsichert ist und abwehrend reagiert, wenn er behinderten Menschen begegnet. Die Corona-Pandemie hat die Angst vor personaler Begegnung und „dem Fremden“ bei vielen noch einmal verstärkt.

Die Arbeit an einer inklusiven Kultur des Zusammenlebens ist eine lebenslange Aufgabe. Sie beginnt im konkreten

Sozialraum – eben „daheim“. Wir leben in Nachbarschaft zusammen: Menschen mit und ohne Beeinträchtigung. Vertraute und Fremde.

Seit über 20 Jahren laden wir im Bistum Limburg Menschen zu partnerschaftlichen Tagen ein. Für uns ist es eine Form von Exerzitien – Übungen. Es gibt verschiedene Formate mit unterschiedlichen Ziel- und Altersgruppen. Sie erschließen jene Erfahrungen, die in der Begegnung auf Augenhöhe den Umgang miteinander ganz ungezwungen und selbstverständlich werden lassen. Die partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen „Nachbarn und mehr“ bringen jugendliche Menschen mit und ohne Behinderung zusammen. Ein solcher Prozess lebt davon, genau hinzuschauen. Nur dann kann er gelingen. Lassen Sie uns gemeinsam genauer hinschauen.

2. Säulen der partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen

Für die Planung, Durchführung und das Gelingen der Tage sind viele Faktoren bedeutsam, die zum Teil vorhersehbar und planbar sind. Es ist gut, im Bereich der planbaren Elemente mit großer Sorgfalt zu arbeiten, um dadurch eine gute Ausgangsbasis für das Gelingen des Kurses zu schaffen und bereit zu sein für die nicht planbaren Prozesse und Reaktionen.

2.1. Wer nimmt teil?

Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen leben durch Begegnungen von Menschen mit und ohne Behinderungen, möglichst zu gleichen Teilen. Im vorgestellten Kursmodell sind Schülerinnen und Schüler von zwei verschiedenen Schulen eingeladen: Schülerinnen der St. Angela Schule – einer Mädchenschule in Königstein und Schülerinnen und Schüler der Schule im St. Vincenzstift Aulhausen – einer Förderschule.

2.2. Ziel der partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen

Das Ziel ist es, mit Menschen mit und ohne Behinderung auf Augenhöhe den Alltag zu unterbrechen und das Verwoben-sein von Lebenserfahrung und Glaubenserfahrung miteinander aufzuspüren und zu leben. Vom Bistum Limburg als Veranstalter ist es ergänzende Unterstützung der Seelsorge in den Pfarreien des Bistums. Pfarreien und Einrichtungen erleben die partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen als auf Teilhabe ausgerichtete, ergänzende Angebote.

Die Ziele der Teilnehmenden sind sehr unterschiedlich. Viele Teilnehmende schätzen die Unterbrechung des Alltags - hier von der Schule. Die Chance, unbekannte Menschen kennenzulernen und mit ihnen Zeit zu verbringen, ist sicherlich ein weiteres Interesse der behinderten Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

2.3. Thema der partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen

Biographie und Jahreskreis bieten vielfältige Themen an. Das vorgestellte Projekt „Nachbarn und mehr“ macht das eigene Leben und die Begegnung mit anderen Menschen zum Gegenstand. Alle Teilnehmenden leben in einem Sozialraum, alle haben Nachbarn. Einige Nachbarn haben eine Behinderung, andere nicht.

2.4. Bedürfnisse der Teilnehmenden

Als großes verbindendes Bedürfnis der Teilnehmenden ist das Bedürfnis nach Sicherheit zu nennen:

- Habe ich ein Zimmer und wo ist dieses?
- Zu welchen Zeiten arbeiten wir?
- Habe ich Zeit für mich?
- Kann ich die Zeit außerhalb der inhaltlichen Arbeitsschritte im Haus und um das Haus verbringen?

Ein starkes Bedürfnis ist weiterhin, die Tage mit Leben zu füllen. „Was machen wir genau und wie geht das?“ – ist eine häufig gestellte Frage. Die Antwort gibt am Anfang der Tage ein Lied: „Wir wollen aufsteh‘n, aufeinander zugeh‘n, voneinander lernen, miteinander umzugeh‘n.“ Darum geht es.

Ein weiteres Bedürfnis ist der Wunsch nach einer klaren Leitung des Kurses. Die Bezugsperson oder die Bezugspersonen müssen deutlich eingeführt sein und deutlich erkennbar sein, möglichst schon bei der Anreise. Ein Grundbedürfnis der Teilnehmenden mit Behinderung ist - je nach Art der Behinderung - die persönliche Assistenz. Die Teilnehmenden, die z. B. auf Pflege oder intensive Zuwendung angewiesen sind, bringen ihre Assistent:innen mit. Das wird vom Veranstalter bezuschusst. Dies stellt Kontinuität in der Assistenz sicher und entlastet die Begegnung. Zudem schafft es rechtliche Sicherheit im Bereich von Medikation und Pflege.

2.5. Struktur der partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen

Zur Struktur der Tage gehört mehr als das Programm. Die persönliche Begrüßung schon beim Betreten des Hauses und die eventuell nötige Begleitung bis zum Zimmer sind Strukturmerkmale, die die Teilnehmenden zu schätzen wissen.

Zur inhaltlichen Struktur gehören klare methodische Schritte. Eine gute Kooperation im Team erleichtert das Miteinander. Die Dynamik des initiierten Prozesses wird durch eingeschobene Teamsitzungen in den Pausen besprochen und abgesichert.

Tragendes Strukturmerkmal bei den partnerschaftlichen Tagen zum Aufatmen ist, dass Menschen in Nachbarschaften zu je vier Personen wohnen.

In den Nachbarschaften werden jeweils zwei Personen eingeladen, für die Dauer des Kurses einen intensiven Weg zu gehen. Partnerarbeit, Kleingruppenarbeit in den Nachbarschaften und Plenumsgespräche werden in einem ausgewogenen Verhältnis geplant.

2.6. Zur Vergewisserung – Ablauf

Auf den Ablauf der Tage gehe ich unter 4. genauer ein und verbinde ihn mit den methodischen Schritten der Tage.

2.7. Rahmen der Besinnungstage

2.7.1. Haus

Wichtig für das Gelingen des Kurses ist ein Tagungshaus mit einer menschlich ansprechenden Atmosphäre und Raum für menschliche wie religiöse Begegnungen. Der Tagessatz muss, im Blick auf die begrenzten finanziellen Möglichkeiten gerade behinderter und junger Menschen und die schwindenden Zuschussmöglichkeiten kirchlicher Stellen, moderat sein. Das Personal des Hauses sollte auf Menschen mit Behinderung eingestellt sein und über entsprechende Kommunikationsformen verfügen. Das Haus sollte eine klar orientierte Gebäudestruktur haben, damit Menschen sich gut darin zurechtfinden. Ebenso sollten Möglichkeiten der Freizeitgestaltung vorhanden sein. Optimiert werden diese Bedingungen oft durch eine naturnahe Lage des Hauses. Wir haben für den Kurs „Nachbarn und mehr“ ein Familienferiendorf gewählt, in dem Menschen in kleinen Häusern à 4 – 6 Personen leben. Wir belegen die Häuser mit jeweils vier Personen, eventuell zuzüglich Assistenz. Es wohnen immer vier Menschen ohne Behinderung neben vier Menschen mit Behinderung. In diesen Häusern sind alle Teilnehmenden fremd und gleichzeitig für die Kursdauer daheim. Plenumsraum und Essensraum sind im Haupthaus.

2.7.2. Vorbereitung

Zur Vorbereitung gehört die Findung des Themas, die Absprachen über inhaltliche Gliederung und benötigtes Material für den Kurs. Optimal ist ein Team mit verschiedenen Kompetenzen und besonders musikalischer Kompetenz. Zum Standard gehören eine möglichst barrierearme

Ausschreibung und die Bestätigung der Anmeldung mit klarer Programmgliederung. Der vorgestellte Kurs hat den Titel „Nachbarn und mehr.“

2.7.3. Zeit

Für die Vorbereitung der partnerschaftlichen Tage im Team ist ein Tag zu rechnen. Die Durchführung des Kurses dauert vier Tage. Der erste Tag ist ein Tag zur Vorbereitung der nicht-behinderten Schülerinnen. Darauf folgen drei gemeinsame Tage zum Aufatmen.

2.7.4. Ressourcen

Häufig können gerade Menschen mit geistiger Behinderung die mittlerweile stark gestiegenen Tagessätze der Tagungshäuser nicht aus eigenen Mitteln bezahlen. Erschwert wird dieses bei Menschen mit Behinderung, die für einen solchen Kurs zusätzlich Assistenz benötigen und eventuell deren Kosten mittragen müssen. Die Teilnehmenden werden deshalb aus Exerzitienmitteln des Bistums gefördert. Zusätzlich gibt es die Möglichkeit, Übernachtungs- und Verpflegungskosten von Assistent:innen zu übernehmen.

2.7.5. Tagesstruktur

Die Struktur des Kurses wird mitbestimmt durch die Hausstruktur eines Bildungshauses. Zeiten für Frühstück, Mittagessen, Mittagskaffee und Abendessen geben den Rahmen vor, zwischen dem inhaltlich gearbeitet werden kann. Um die Mittagszeit bietet sich eine Pause zur Erholung an. Grundsätzlich ist bei der Planung des Tages darauf zu achten, dass der Tag nicht zu voll ist und entsprechende Zeiten zur Regeneration, aber auch zum „inneren Nachklingen“ reserviert sind. Bei den partnerschaftlichen Tagen zum Aufatmen ist es ebenso wichtig, dass Zeiten zur Fortführung von Gesprächen in der Beziehung zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen

sowohl in den Nachbarschaften, als auch in Zweiergruppen möglich sind.

2.8. Prozessorientierung

Der inklusivpädagogische Ansatz legt die sorgfältige Beobachtung der Gruppendynamik nahe. Anfangsschwierigkeiten des Aufeinander-Zugehens können durch ein angeleitetes Spiel oder die über das Symbol der Nachbarschaften inszenierte Gruppenbildung ausgeräumt werden. Das Herausnehmen von pflegerischen und betreuenden Pflichten außerhalb der gemeinsamen Zeit wirkt für alle Beteiligten entlastend. Unsicherheiten in der Kommunikation können durch gezielte Anregungen der Assistenz gemildert oder abgebaut werden.

Zu lernen, dass aktuelle Bedürfnisse nicht zurückgestellt werden können, ist eine der Hauptschwierigkeiten von Teilnehmer:innen ohne Behinderung. Ebenso sehen sie sich herausgefordert, vom äußeren Eindruck von der Person abzusehen und sich den Aufgaben in der Partnerarbeit zu stellen. Dabei sind erstaunliche Erfahrungen zu machen: Auch Menschen, die nicht sprechen können, teilen sich mit und äußern Wünsche und Vorstellungen. Kommunikation wird über oft nicht genutzte „Kanäle“ möglich. Sie werden oft als atmosphärische Mitteilungen weitergegeben. Konflikte in der Partnerarbeit werden vorschnell der „Fremdheit und Unfähigkeit“ des Gegenübers zugerechnet. Eine Ursachenforschung kann erhellend wirken und auf Störfaktoren im Gruppen Geschehen oder in der Tagesstruktur aufmerksam machen. Wechsel von Partnern kann angebracht sein, wenn die Differenz zwischen zwei Personen zu groß erscheint. Oft wird ein solches Beziehungsproblem gelöst, indem die Assistenz in die Partnerarbeit grundsätzlich eingegliedert wird. Die mit der Partnerarbeit verbundenen Sensibilisierungsprozesse sind nicht nur im Blick auf die Person mit Behinderung wahrzunehmen. Auch die unbehinderten Teilnehmer:innen nehmen sich selbst intensiver wahr. Die Möglichkeit zum Rückzug muss immer gegeben sein. Zurückbleibende Partner sollten

dann in der Leitung einen Ansprechpartner finden und einem anderen Paar zugeordnet werden. Assistent:innen, die von Verpflichtungen während der gemeinsamen Zeit befreit sind, könnten als ergänzende Partner infrage kommen.

Eingestreute Freizeitaktivitäten verstärken die Beziehungsanbahnung und geben allen Beteiligten Geborgenheit, Sicherheit, Halt und Orientierung in der Gruppe. Das Lernen durch Erfahrung hat in diesen Tagen ein besonderes Gewicht.

Die Verabschiedung im Gottesdienst zeigt sich als emotionale, erlebnismäßige und inhaltliche Zusammenfassung der Tage. Sie ist oft begleitet von Tränen und Abschiedsschmerz. Bedingung für ein Gelingen des Gottesdienstes ist, dass sich die Teilnehmenden intensiv selbst einbringen können etwa durch Präsentation von Gestaltungen aus den vergangenen Tagen, Übernahme von Aufgaben beim Gottesdienst und emotionaler Ansprache, die zu erkennen gibt „Ich bin gemeint“. Der Segen zum Gottesdienstschluss hat hier eine unersetzbare Funktion. Ein abschließendes Gruppenfoto und gemeinsames Essen erleichtern den weiteren Lösungsprozess voneinander.

3. Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen als Grundstruktur und Chance zur Überwindung von Fremdheit – ein inklusiver Ansatz

Anfangs habe ich gesagt: Tage zum Aufatmen sind Exerzitien. Der Begriff Exerzitien wurde über die „geistlichen Übungen“ des Ignatius zum Fachbegriff für eine bestimmte Weise religiöser Betätigung.

Der Name war schon lange vor Ignatius für alle möglichen frommen Übungen und Methoden geläufig, die entweder mit einem eher asketisch-leistungsbetonten oder mehr im Sinne einer wesenhaften Verinnerlichung geprägt waren. Die Betrachtung des Lebens Jesu sollte über eine möglichst ganzheitliche Methode der Verinnerlichung erfolgen. Auf diesem Weg wurden die „geistlichen Sinne“ wieder entdeckt. Jeder Tag sollte

in einer Anwendung der Sinne enden. Die Schlussbetrachtung der Exerzitien des Ignatius wird zur Lebensbetrachtung, die daraus lebt, dass „Gott in allen Dingen [zu] finden“ ist. Die Art einer zumeist stillen, methodisch geordneten Besinnung hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder bewährt und prägt als methodisch vorgestellter Weg bis heute das weite Feld geistlicher Übungen. Die Enzyklika Pius XI. „Mens nostra“ hebt die Teilnahme an Exerzitien für jeden Christen hervor.

Die Kurzdefinition aus dem Praktischen Lexikon der Spiritualität signalisiert, dass auch die hier vorgestellten partnerschaftlichen Exerzitien – wir nennen sie partnerschaftliche Tage zum Aufatmen – von der Sache her den Kriterien von „Exerzitien“ entsprechen und einen Rahmen bilden, in dem sich Menschen mit und ohne geistige Behinderung angemessen betätigen können. Es geht bei der Übernahme der Bezeichnung „Exerzitien“ gerade nicht um ein – im Zuge einer wünschenswerten Normalisierung – willkürliches, eher den Menschen mit Behinderung und seine Bedürfnisse verennahmendes Überstülpen von Begrifflichkeiten, die ihren ursprünglichen Bedeutungsgehalt verlieren würden, sondern um die der Person mit geistiger Behinderung gemäße Umsetzung des Exerzitienbegriffes. Auch die hier vorgestellten Exerzitien dienen der Vertiefung der Gottesbeziehung und werden zur Quelle, um in den Erfordernissen des Alltags zum „Lebensmittel“ und zur „Quelle der Kraft“ zu werden. Sie aktualisieren die Entscheidung für eine Gottesbeziehung bzw. Beziehung zu Jesus Christus.

Als partnerschaftliche Tage zum Aufatmen wird hier der Zugang über den Mitmenschen gewählt, der bereit ist, für den Anderen zum Weg zu Gott zu werden oder gemeinsam mit ihm auf Gott zuzugehen. Die Bindung an einen festen Partner bzw. eine Partnerin während der Exerzitien bringt das Vertrauen, die Sicherheit, die Verlässlichkeit und die Stabilität in die Beziehungen, die Menschen nötig haben, wenn sie nicht nur sich selbst, sondern auch Gott suchen und finden wollen. Dies gilt nicht nur für den Menschen mit Behinderung. Dies

schließt als Erfahrung den Zweifel an sich selbst mit ein. Einzelne Aspekte verdeutlichen den inklusiven Ansatz.

3.1. Verschiedenheit als Ausgangspunkt

Die Verschiedenheit ist besonders beim Ankommen zu spüren. Oft stehen und sitzen die Gruppen getrennt voneinander. Ziel ist es, in der Verschiedenheit das Verbindende zu entdecken. Über das Verbindende tritt im Lauf der Veranstaltung das Verschiedene in den Hintergrund. Oft steht beim Abschied die Erkenntnis: Eigentlich ist der Hinweis auf die Behinderung unbedeutend.

3.2. Fremdheit überwinden

Das gemeinsame Erleben von Menschen und die damit verbundene Fremdheit wird sehr verschieden ausgelegt. Gemeinsam ist, eine Möglichkeit für ein gesammeltes Ankommen und Dasein zu finden. Dazu kommt die Bereitschaft, nach innen zu schauen und offen zu werden für das, was einem geschieht. Das fremd Erscheinende wird durch mutiges, zum Teil auch angeleitetes Aufeinander-Zugehen bearbeitet.

3.3. Verbindendes suchen

In diesem Geschehenen erfolgt Vertraut-Werden mit Zeichen und Symbolen. Das Haus, Fotos der Teilnehmenden, (Schmunzel-)Steine, Freundschaftsbänder sind Bedeutungsträger für das Unaussprechliche - zwischen den Teilnehmenden untereinander und auf Gott hin. Gemeinsame Erfahrungen werden zum Quellgrund von Symbolbildungen und Erlebnissen, in denen sich das Unaussprechliche und das Letzte offenbaren können. Sich diesem Unaussprechlichen anzunähern wird durch Begegnung miteinander erleichtert.

Angenommensein, Halt und Geborgenheit in einer Beziehung, die sich zunehmend als tragend erweist, bahnen den Weg, um im gemeinsamen kreativen Prozess die Erfahrung

des Unaussprechlichen mitteilbar zu machen. Über den anderen, mit dem anderen und durch den anderen sich selbst zu erkennen und sich Gott anzunähern ist für Ignatius von Loyola der Impuls, sich auf Unterbrechungen seines Lebensalltags einzulassen. Er weist darauf hin, dass die Geschichte, die Lebensumstände und Lebensereignisse einer Person ebenso mit in die Deutung von Erfahrungen einfließen wie die eigene Wahrnehmungs- und Interaktionsweise. Der persönliche Weg in der Gruppe steht im Vordergrund.

3.4. Annäherungen in einem gesicherten Rahmen

Ignatius legt großen Wert auf einen geordneten Rahmen, in dem die Begegnung mit dem Unaussprechlichem erfolgen kann. Er nennt diesen Rahmen „Exerzitium“. Sich von Gottes Wärme durchströmen lassen, so das Anliegen, zielt weniger auf das Auffinden dogmatischer Lehraussagen, sondern vielmehr auf das Aufnehmen von alltagstauglichen, konkreten, lebensfrohen wie leiderfahrenen Bildern oder Eindrücken ab, die gut tun, in die Tiefe des Bewusstseins hineinwirken und Gott als Ansprechpartner in der je eigenen Lebenssituation suchen. Erstaunlich ist, dass das Einlassen auf einen solchen Weg nicht unbedingt auf Begrifflichkeiten oder Sprache angewiesen bleibt. Es bildet sich häufig ein mystischer Weg heraus, der in Wort, Ton, Lied, Bild, Gestaltung, Tanz, Ritual oder im Berührtsein vom Anderen seine Ausdrucksformen sucht und zur Tür für eine Gottese Erfahrung werden kann. Religionspädagogisch knüpft sich an diesen Weg eine dreifache Akzentuierung an: Das Unaussprechliche ist über Kopf, Herz und Hand erfahrbar – bedenkend, fühlend oder handelnd. Jede dieser Zugangsweisen kann für sich genommen zu einem eigenen Zugang werden. Jede Form von Fühlen, Denken oder Handeln – das ist mehr als „mit allen Sinnen“ erfahren – kann den Weg zu einer mystischen Erfahrung ebnen.

3.5. Grenzen überschreiten

Mystik ist nach Sölle Einbruch der Liebe Gottes in das Leben des Menschen. Sie schließt niemanden aus. Die partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen leben von einem Verständnis von Mystik, das selbst hinsichtlich des Personenkreises grenzüberschreitend wirkt: Differenz und Verschiedenheit stellen kein Hindernis dar. Sie werden zur Bereicherung. Sie führen zur Auf- und Übernahme einer ungewohnten Perspektive im Geschehen miteinander.

Diese Grenzüberschreitung um Gottes und des Menschen willen verbirgt sich hinter dem Wort „partnerschaftlich“.

3.6. Partnerarbeit

Partnerschaftlichkeit etabliert einen respektvollen Umgang mit der Verschiedenheit des Anderen. Der Andere akzeptiert die jeweilige Autonomie des Gegenübers. Jeder bestimmt selbst die Intensität der Beziehung zum Anderen und zur Gruppe. Jeder legt Nähe und Distanz fest und achtet die der Person gemäße Weise des Öffnens und Abgrenzens. Dabei wird erkennbar, dass das Bild vom Anderen, - sei es vom Menschen mit und ohne Behinderung – immer wieder zugunsten der Subjektivität des Einzelnen korrigiert wird. Partnerschaftlichkeit firmiert so eine Haltung, die bereit ist, den Grenzen, Schwächen und Möglichkeiten des jeweils Anderen entgegenzukommen, sie in die jeweilige Beziehung einzubringen und in verantwortlicher, solidarischer Sorge umeinander, einen Interaktionsstil zu prägen, der es sich im biblischen Sinne Jesu zu eigen macht, vom Anderen her zu denken und zu handeln und auf ein Machtgefälle in der Kommunikation zu verzichten.

Ein solcher Umgang prägt ein Miteinandersein, das sich nicht auf die Sorge des Nichtbehinderten um Mobilität, Pflege oder um eine eher formale Partizipation im Gruppenprozess reduzieren lässt. Es macht den gemeinsam begonnenen Prozess der Tage zum Aufatmen zu einem geistlichen Lern-Weg.

Der Behinderung einiger Teilnehmer wächst nur insofern eine besondere Rolle zu, als der Mensch mit Behinderung sie ihr gibt. Vielfach haben Menschen mit Behinderung mit dem Bild der nichtbehinderten Teilnehmer zu kämpfen, als haben Menschen mit Behinderung infolge ihrer körperlichen oder intellektuellen Lebenserschwerungen keine für das Leben nicht behinderter Menschen relevante Lebenskompetenz. Ihr Lebenswissen sei zu speziell. Im Laufe der wechselseitigen Gespräche zeigt sich jedoch, dass die Differenz des Anderen zum Bedenken eigener Lebens- und Krisenbewältigung hinführen kann, ohne distanziert in einer Bewunderung über die Lebensleistung der Person mit Behinderung zu verharren. Partnerarbeit erweist sich als wirksame Möglichkeit, sich auf einen gemeinsamen Prozess einzulassen.

3.7. Biografieorientierung

Die unterschiedliche Lebenssituation ermutigt die Teilnehmer:innen in der gegenseitigen Begegnung nicht nur über die verschiedenen Orte, an denen sie leben oder tätig sind, zu sprechen, oder über den schönsten Urlaub oder die Vorlieben zu berichten, die sie haben, sondern auch über das, was sie im Rahmen ihrer Lebensgeschichte erlebt oder bewältigt haben.

Der Austausch über biografische Erfahrungen aus den jeweils unterschiedlichen Lebensperspektiven veranlasst, über das eigene Leben nachzudenken, sich zu erinnern und darüber zu sprechen. Was war schön – was war nicht schön in meinem Leben? Ein solcher Austausch über elementare Lebenserfahrungen hat entlastenden und aufbauenden Charakter zugleich. Die in diese Gespräche eingebundene Erinnerungspflege, die Erfahrungen im guten Sinne aufbewahrt, wirkt durch Anfertigen von Gegenständen, Bildern, Skulpturen unterstützend in der Selbstfindung. Dies schließt die sinnorientierte und religiöse Selbstvergewisserung mit ein. Ansprechpartner außerhalb des vertrauten Rahmens sind gerade für biografisches Bearbeiten von Lebensereignissen besonders hilfreich. Thema solchen biografieorientierten Bedenkens ist das ganze Leben

mit seinem Erfahrungsrepertoire: ermutigende Vertrauenserfahrungen, erfahrene Hilfen, die besondere Nähe zu Mitmenschen wie Eltern, Freund:in, Mitschüler:in oder andere Bezugspersonen und ein aufbauender Erinnerungsschatz unter dem Blickwinkel „das hat mir gut getan“, die Vergewisserung der eigenen Lebensleistungen, aber auch die Bewältigung von Verlusterlebnissen, Grenzerfahrungen, von zerplatzten Lebensträumen, Enttäuschungen oder die Erfahrung von Ohnmacht angesichts von Krankheit oder Ausgrenzung. Bei Personen mit Behinderung kann auch die Behinderung selbst zum Thema werden. Die Frage „Wo war Gott, als ich auf die Welt kam?“ wird eher zurückgestellt. Das Arrangement mit der Behinderung und der damit gesetzten Lebenssituation steht im Vordergrund. „Leben teilen“ und „mitzuteilen“ vermittelt nicht nur die aktuelle Interaktion als Sinn vermittelnd oder sinnstiftend, sondern bringt oft unausgesprochen das gemeinsame Interesse an gegenseitiger Lebenshilfe hervor. Im Zentrum dieses Interesses steht die Perspektive „Was hat dir geholfen – was hat dich weitergebracht?“, nicht das analytisch-therapierende Aufarbeiten einer speziellen Lebenssituation. Der Hilfe durch Gottvertrauen oder Gebet bzw. durch andere Mitmenschen kommt bei den meisten Teilnehmer:innen dieser Tage zum Aufatmen eine tragende Rolle zu.

4. Ins Leben geschrieben – ein exemplarisches Projekt

Methodische Schritte schildern das Projekt

Nach aller Erfahrung ist es schwierig, ein solches Projekt rein kognitiv zu schildern. Aus dem Erleben kommen die Chancen der partnerschaftlichen Exerzitionarbeit ins Bewusstsein. Ich möchte durch Schilderung des exemplarischen Projektes „Nachbarn und mehr“ den Prozess deutlich machen und so durch die Schilderung eines konkreten Ablaufes, die vorgenannten Bedingungen und Säulen konkretisieren.

4.1. Ankommen

Das Ankommen ist entscheidend für den Verlauf des ganzen Kurses. Persönliche Begrüßung, Hilfe beim Finden von Sicherheiten wie Häuser, Zimmer, sanitäre Anlagen, Essens- und Tagungsraum sind nicht nur Service, sondern deutlicher Bestandteil des Kurses.

4.2. Kennenlernen

Es treffen unterschiedlichste Menschen zusammen, behinderte und nicht behinderte. Das Kennenlernen umfasst nicht nur die Namen, sondern auch das Treffen auf eine Person mit ihren Phänomenen, so wie sie erfassbar sind. Auch für die Kursleitung ist es in diesem Sinn ein echtes Kennenlernen, da die Anmeldung nur namentlich und ohne Zusatzinformationen, auch nicht auf mögliche besondere Bedürfnisse, geschieht. Das Thema „Nachbarn und mehr“ wird durch Häuser in verschiedenen Farben symbolisiert: es gibt die rote, die gelbe und die blaue Nachbarschaft. Ein erstes näheres Kennenlernen geschieht in den jeweiligen Nachbarschaften und damit in Kleingruppen. Die Ergebnisse werden in der Großgruppe vorgestellt: Darüber lernen sich alle kennen.

4.3. Zusammenfinden

In der Symbolik des Hauses haben wir darauf geachtet, dass Menschen mit und ohne Behinderung in Nachbarschaften leben: Die rote, blaue und gelbe Nachbarschaft. Jede Nachbarschaft umfasst zwei Häuser. Innerhalb der jeweiligen Nachbarschaft können sich nun Zweiergruppen zusammenfinden. Das Zusammenfinden setzt sich fort im gegenseitigen Vorstellen in der Zweiergruppe mit Namen, Hobbys, Wohnort, Alter und weiteren Punkten.

4.4. Zusammenwachsen

Durch das gegenseitige Vorstellen der Nachbarschaften in Zweiergruppen im Plenum wachsen Zweiergruppe, Nachbarschaft und Plenum zusammen. Das Begrüßungslied, das jeder Gruppe gesungen wird, würdigt und begrüßt zum einen die Angekommenen, fügt aber auch dadurch die Gesamtgruppe in einem Klang zusammen und ermöglicht erste Gemeinschaftserlebnisse im gemeinsamen Singen.

4.5. Aufbrechen

„Wir wollen aufstehen, aufeinander zugehen, voneinander lernen miteinander umzugehen.“ Dieses Lied ist nicht nur gesungenes Programm der Exerzientenstage, sondern auch Chance zur Bewegung und zum Aufbruch. Das Lied mündet in einem Tanz, wo jeder sich in seiner Zweiergruppe bewegen kann, aber auch eine gemeinsame Aufbruchstimmung erfolgt. Es kommt Bewegung in die Gruppe und auch Bewegung zum Thema. Mit diesem Tanz endet auch die erste Arbeitseinheit der Vorstellung.

4.6. Schönes erleben

Hier wird Biografie-Arbeit praktisch. Nach einer Einführung berichten sich die Zweiergruppen über Schönes in ihrem Leben. Dazu suchen sie ihre Nachbarschaft oder einen Ort auf, der ihnen gefällt und kommen miteinander in Interaktion. Das Schöne wird auf Häusern in den Farben der Nachbarschaften gestaltet. Die Fotos der Personen werden auf die Häuser mit dem Schönen geklebt. Im anschließenden Plenum erzählen sich die Teilnehmenden davon. Das Schöne klingt beim gemeinsamen Essen, einem gemeinsam verbrachten Abend und einem Abendimpuls aus.

4.7. Gemeinsam unterwegs

Gemeinsam machen wir uns auf den Weg zum Essen. Das gemeinsame Gehen und gemeinsame Essen sind Bestandteil des Kurses. Neue Menschen werden in der Mahl- und Tischgemeinschaft kennengelernt. Danach schließt sich eine Pause an, in der die Begegnung fortgesetzt werden kann, aber auch die Möglichkeit zur Ruhe oder Freizeitbeschäftigung gegeben ist.

4.8. Egoismus, Isolation und Gemeinschaft

Eine Geschichte eröffnet die Einheit zum Thema Egoismus, Isolation und Gemeinschaft. Fast alle Teilnehmenden haben Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Fremdheit gemacht. In gemeinsamem Spiel, Reflexion und Gestalten von Schmunzelsteinen besteht die Chance zur Wahrnehmung, zum Austausch, zur Reflexion und zum Ausdruck dieser Erfahrungen.

4.9. Gott in unserem Leben

Die Tage zum Aufatmen enden im Gottesdienst. Hier wird die Frage nach Gott in unserem Leben gestellt, wachgehalten und gefeiert. Die Antworten auf diese Frage nach Gott sind unterschiedlich und brauchen unterschiedliche Antwortformen bis hin zur Chance der Distanz. Der Gottesdienst ist als elementare Segensfeier gleichzeitig der Schluss der partnerschaftlichen Arbeit. Die entstandenen Zweiergruppen werden am Schluss des Gottesdienstes eingeladen, als kleine Gruppe den Segen Gottes zugesprochen zu bekommen. Dieser Segen begleitet jeden einzelnen, ist aber auch ein Bild für den zu zweit gegangenen Weg.

4.10. Wir gehen auseinander

An den Gottesdienst schließt sich ein Gruppenfoto und ein gemeinsames Essen an. Dort besteht noch einmal die Möglichkeit, Anschriften auszutauschen, einander auf Wiedersehen zu sagen und auch einfach sich zu freuen, wie schön es war. Verbleibendes Symbol für die zwei Tage sind die mit Fotos und Schönem gestalteten bunten Häuser, die alle mit nach Hause nehmen können. Oft werden diese auch zur Erinnerung getauscht. Ebenso häufig wird der Wunsch geäußert, einander wiederzusehen.

4.11. Nachtreffen

Die Frage nach einem Nachtreffen ist wichtig für die Teilnehmenden des Kurses. Durch das Erleben des Kurses haben sowohl behinderte als auch nicht behinderte Menschen an einer Lebensrealität teilgenommen, die sie sonst so nicht erfahren hätten. Diese Teilhabe kann durch ein Nachtreffen bestätigt oder bekräftigt werden. Dies kann sowohl in der gesamten Gemeinschaft als auch in Einzelgruppen geschehen.

5. Visionen für ein inklusives „Daheim Daheim“

Visionen sind Bilder einer anderen Wirklichkeit. Sie sind keine billigen Träumereien, mit denen Menschen am Leben vorbeigehen. Sie sind kraftvolle Entwürfe dessen, was sein könnte und was eines Tages sein wird. Es sind Bilder, die eine Sehnsucht nach Realisierung erzeugen. Zugleich geben sie Kraft, sich auf eine solche Vision auszurichten und die eigenen Schritte im „Hier und Jetzt“ in die richtige Richtung zu lenken. Folgende Visionen ergeben sich aus den partnerschaftlichen Tagen zum Aufatmen:

5.1. Tragende Beziehungen

Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen entwerfen eine Wirklichkeit, in denen die Beziehung zwischen Menschen als tragend erlebt wird. Die Behinderung spielt keine größere Rolle als die der Augen- oder Haarfarbe eines Menschen. Blickwinkel verschieben sich – weg von der Fremdheit hin zu Autonomie und inklusiver Teilhabe und Teilgabe.

5.2. Gemeinsam zur Spiritualität berufen

Selbst bei großen Mystiker:innen steht die tiefe Sehnsucht, sich auf Gott einzulassen, im Vordergrund; viele große Mystiker:innen erleben sich selbst als behindert oder zumindest als körperlich gezeichnet, angefangen von Paulus bis zu Hildegard von Bingen oder Ignatius von Loyola bzw. einer Mechthild von Magdeburg. Die Behinderung wird nicht abgespalten. Die Behinderung kann sogar Teil der Berufung werden.

Diese Betrachtungsweise kann für Menschen mit Behinderung gelten, die zu anderen Zeiten und an anderen Orten lebten, leben und Gott suchen. Gottesbegegnung lässt sich niemandem vorenthalten. Daraus können wir für die Menschenbegegnung lernen und Fremdheit zu einem „Daheim daheim“ wandeln.

5.3. Zukunftssichernde Werte

Heilpädagogisch wie theologisch akzentuieren die partnerschaftlichen Tage zum Aufatmen zukunftssichernde Werte: Ohne Beziehung geht nichts. Ernstgenommene Individualität, das Angebot zur Entfaltung, die Möglichkeit, selbst entscheiden zu können, und der selbstverständliche Platz in einer Gemeinschaft bestimmen Religion und Glauben einerseits als heilpädagogische Ressource, andererseits als einen Lebensstil, der für Menschen mit und ohne Behinderung geprägt ist von Angenommensein, Bejahtsein, Vertrauen,

Kommunikationsbereitschaft, Verstehen, Gehaltensein, Geschwisterlichkeit, Gemeinschaftserleben und Solidarität. Dieser Lebensstil schafft Lernbereitschaft für Menschen mit und ohne Behinderung. Rituale erweisen sich dabei als hilfreich. Die Interaktion miteinander – das „Daheim daheim“ – wirkt selbst schon sinnstiftend.

5.4. Beziehung statt Stigmatisierung

Im Blick ist der Mensch insgesamt - nicht seine Behinderung und seine Fremdheit, es sei denn Menschen tauschen sich aus über ihre leidvollen Erfahrungen mit Schwächen, Lebenserschwerungen oder Herausforderungen, denen sie sich stellen mussten. Dies auf Augenhöhe tun zu können, ist meist ein Problem der Personen ohne Behinderung. Groß ist der Abstand, den sie ungewollt herstellen. Gegen Stigmatisierung des Fremden hilft das In-Beziehung-treten.

5.5. Lebenshilfe durch gemeinsam erlebte Spiritualität

Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen bringen die Lebensgeschichte von Menschen ins Spiel. Sie macht aufmerksam auf gute und schlechte Tage. Das hilft, Lebensereignisse zu sortieren und in einen Deutungsrahmen zu stellen. Der Glaube an einen Gott, der die Menschen aus Fremdheit und Isolation herausruft und zu einem solidarischen Miteinander befähigt, wird erfahren und gelebt. Menschen ohne Behinderung partizipieren an diesen Erfahrungen. Sie lernen, sich und ihren bis dahin gewohnten Erlebenshintergrund zu hinterfragen. Offenheit wächst. Verständnis für einander entwickelt sich. Klischees und Vorurteile bröckeln ab. Allein das Dasein mit und ohne Behinderung wird zur Bereicherung. Zugehörigkeit und Überwindung von Fremdheit wird zum Ziel. Gelebt wird - wenn auch zeitlich zunächst begrenzt - „communio“. Ein Leben in Differenz wird als Selbstverständlichkeit angesehen.

5.6. Herausgefordert durch Rollentausch und Empathie

Partnerschaftliche Exerzitien verlangen nach Reflexion. Sie wollen den Rollentausch und die Empathie zur Basis jeglichen Handelns machen: „Jede Situation zum Wohle des Nächsten zu gestalten“ kommt als Herausforderung in den Blick.

Die Selbstliebe gilt es dabei nicht zu vergessen. Sie birgt die Voraussetzung für eine solche Haltung in sich und führt zu einer praktizierten Solidarität. Ziel der Reflexion ist, die Lernbereitschaft füreinander offen zu halten – und dies über die gemeinsam erlebten Tage hinaus.

5.7. Politisch-christliche Dimensionen

Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen stellen Einzelpersonen, Gruppierungen, Pfarrgemeinden und letztlich die Gesellschaft vor die Aufgabe, Prozesse kritisch wahrzunehmen, in denen Beziehungsfähigkeit korrumpiert wird zu Konsumverhalten, Leistungsdenken oder einer Parteilichkeit, die die Verhinderung von Behinderung und Abwehr vom Fremden zum Ziel hat.

6. Fazit

Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen leisten einen Beitrag von einem „Fremd daheim“ zu einem „Daheim daheim“. Sie sind ein inklusives Erfahrungs- und Lernfeld. Menschen mit und ohne Behinderung partizipieren an Diversität und Vielgestaltigkeit und prägen sie mit.

Biblische Perspektiven zeigen auf, dass der mit Geist erfüllte Mensch aus dem großen „Ja“ Gottes zu jedem einzelnen lebt. Das „Ja“ Gottes zum Menschen ist von daher immer auch ein „Ja“, das in das Leben und die Geschichte von Menschen in ihrer Verschiedenheit und Fremdheit hineinreicht. Partnerschaftliche Tage zum Aufatmen tragen dazu bei, das Ja Gottes im Leben lebendig werden lassen, bewusst machen, und Kraft zur Gestaltung von Fremdheit zu geben. Sie setzen

hier bewusst an, um in einem Leben in Differenz eine Situation zu schaffen, in der Fremdheit und Anderssein ihren Platz haben dürfen, ohne in Wertung zu verfallen.

Eine Kultur der Achtsamkeit hilft dabei, Begegnung als gegenseitige Bereicherung wahrzunehmen und dem „Fremdsein“ Teil zu geben zugunsten einer inklusiven Gemeinschaft.

Zum Autor:

Jochen Straub ist Referatsleiter für die Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg.